

Es ist ein ergreifender Augenblick, wenn die Kirche in mütterlicher Besorgnis den Bischof vor der Spendung der Subdiaconatsweihe die feierlichen Worte sprechen läßt: „Geliebte Söhne . . . ihr müßt immer und immer wieder aufmerksam erwägen, welche Bürde ihr heute aus freien Stücken auf euch nehmen wollt. Denn bis jetzt seid ihr frei, und es ist euch erlaubt, nach eurem freien Ermessen zu einem Leben in der Welt überzugehen. Aber nach Empfang dieser Weihe wird es euch nicht mehr erlaubt sein, von eurem Vorsatz abzustehen. . . . Deshalb prüfet euch, solange es Zeit ist, und wenn ihr in dem heiligen Vorsatz verharren wollt, dann tretet im Namen des Herrn herzu.“

Ganz in dem gleichen Geiste der Freiheit heißt es in dem Kirchlichen Gesetzbuche (can. 571) von den Kandidaten des Ordensstandes: *Novitius potest religionem libere deserere* (dem Novizen steht es frei, den Orden zu verlassen).

Das ist die Sprache der *Pia Mater Ecclesia*. Wer eine andere Sprache spricht, hat weder den Geist Jesu Christi noch den seiner Kirche. Er mag vielleicht wähnen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, aber tatsächlich arbeitet er am Verderben der Seelen.

Wollte man allseits sich an die Gesetze der Kirche halten, so würde manchen bitteren Seelenkonflikten und manchem Priesterstandal mit all seinen Ärgernissen vorgebeugt. Wenn trotzdem solch schmerzliche Verwicklungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen, so liegt die Ursache nicht an der Kirche und ihren Gesetzen, sondern an den Menschen, die diese Gesetze nicht kennen oder nicht beachten.

Max Fribilla S. J.

Die merkwürdige Kunstsammlung einer merkwürdigen Frau.

Die reiche Sammlung von Handzeichnungen, Aquarellen und Ölstizzen, die Fürstin Karoline von Wittgenstein mit der persönlichen Liebe einer unzüngigen Kunstfreundin zusammengebracht und an ihre Tochter Marie, spätere Prinzessin zu Hohenlohe, vererbt hatte, wurde jüngst in München versteigert. Damit wurde wieder einmal eine jener moralischen Güterzertrümmerungen ins Werk gesetzt, an denen unsere Zeit mit ihren verarmten Reichen so schwer leidet. Für uns ist der Fall in doppelter Hinsicht bemerkenswert: wegen der Persönlichkeit, deren Namen die Sammlung trug, und wegen des Reichthums der Sammlung selbst, die ein anschauliches Bild vom deutschen Kunstleben des mittleren 19. Jahrhunderts bot.

Die 1819 geborene Fürstin ist eine der eigenartigsten Frauengestalten des verflossenen Jahrhunderts, ihr Leben wie ein Roman. Dem sehr reichen polnischen Adelsgeschlecht der Zwanowski entstammend, vermählte sie sich, dem Willen ihres Vaters sich beugend, 1836 mit dem protestantischen Prinzen Nikolaus Sayn-Wittgenstein in St. Petersburg. Leider wurde die Ehe unglücklich, und als 1847 der berühmte Meister Franz Liszt ihre Bahn kreuzte und ihr Herz entflammte, war ihr der Entschluß leicht, ihren Gatten und Rußland für immer zu verlassen. Begleitet von ihrer 11jährigen Tochter Marie zog sie nach Weimar, wohin Liszt als Hofkapellmeister berufen war, um ihm ein wahrhaft fürstliches Heim zu bereiten. Sie mietete von der Großherzogin die herrlich gelegene Altenburg, deren einen Seitenflügel sie Liszt überließ. Unter ihrer geistvollen

Leitung entwickelte sich Weimar abermals zu einem Musenhof, in dem die bedeutendsten Persönlichkeiten aus- und eingingen. Erst 1855 wurde die bürgerliche Scheidung von ihrem Gatten rechtskräftig ausgesprochen. 1860 zog sie nach Rom, um mit der ihr eigenen jähren Willenskraft auch die kirchliche Trennung oder vielmehr Ungültigkeitserklärung ihrer Ehe auf Grund erzwungenen Jawortes durchzusetzen. Dann wäre der ersehnten Verbindung mit Liszt nichts mehr im Wege gestanden. Ihre Bemühungen hatten Erfolg. Schon war Liszt nach Rom geeilt, wo am 22. Oktober 1861, seinem 50. Geburtstag, die Trauung stattfinden sollte, alles war bereit, die Kirche S. Carlo festlich geschmückt, beide hatten am Vortage die heilige Kommunion empfangen, als es den polnischen Verwandten der Fürstin noch in letzter Stunde glückte, zum mindesten eine Verzögerung zu erreichen. In später Abendstunde kam ein Abgesandter aus dem Vatikan, um die Prozessakten zu erneuter Durchsicht zu verlangen und den Aufschub der Trauung zu fordern. Die Fürstin war durch diesen ganz unerwarteten Schlag so sehr erschüttert, mochte ihn vielleicht auch als einen Wink des Himmels betrachtet haben, daß sie die nochmalige Herausgabe der Akten ablehnte und von Stund an auf die eheliche Verbindung mit Liszt verzichtete. Selbst als drei Jahre später Fürst Wittgenstein gestorben war, und Kardinal Hohenlohe sich erbot, die Trauung in seiner Hauskapelle zu vollziehen, nahm sie ihre Verzichtleistung nicht mehr zurück. Liszt fand sich erst allmählich in die neue Lage und ließ sich bekanntlich 1865 die niederen Weihen geben. Die Fürstin selbst aber widmete sich mit der gleichen Ausdauer, mit der sie 14 Jahre lang die Ehe mit dem Meister zu ermöglichen trachtete, kirchlichen Aufgaben und der Pflege eines religiösen Innenlebens. Von den zahlreichen Schriften, die sie verfaßte, darunter ein Werk von 24 Bänden, ist nur wenig in die Öffentlichkeit gekommen. Eines derselben hat Heinrich Vasserre bearbeitet und herausgegeben¹. 1887 starb sie und wurde im deutschen Campo Santo begraben.

Wann und auf welche Veranlassung hin die Fürstin angefangen hat, Künstlerzeichnungen zu sammeln, ist unbekannt. Wenn man nur die Auslese auf sich wirken läßt, die im Oktober in der Münchener Graphischen Sammlung öffentlich gezeigt wurde, müßte man der Fürstin unbedingt ein starkes inneres Verhältnis zur bildenden Kunst zuschreiben. Ich habe mir auch die große Masse der nicht öffentlich gezeigten Blätter vorlegen lassen, die allerdings das Urteil nicht unwesentlich ändern könnte. Denn das Mittelmaß, und nicht selten ein sehr tiefstehendes Mittelmaß, nimmt dabei einen so breiten Raum ein, daß uns der Sinn der Sammlerin für künstlerische Qualität nicht mehr ganz zweifellos erscheinen möchte. Indes müßte man, um darüber ein endgültiges Urteil zu gewinnen, wissen, wie alle diese Blätter in ihren Besitz gelangten, ob sie von ihr durch Kauf erworben

¹ S. von Malfér hat davon eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Das christliche Leben“ erscheinen lassen (Mainz 1899). Die Besprechung des Werkes in dieser Zeitschrift 58 (1900) 571 f. rühmt den reifen, fast männlichen Geist, die philosophische Gründlichkeit, umfassende Welt Erfahrung, scharfe Beobachtungsgabe und ungewöhnliche Herzenskenntnis der Verfasserin. Sie war übrigens von Haus aus Katholikin, nicht, wie der Rezensent vermutete, Konvertitin.

oder ungesucht von hingebenden Freunden und Bekannten geschenkt wurden. Ein Brief Prellers, der von der Fürstin um ein Gutachten über neuermorbene Blätter ersucht worden war, läßt freilich schließen, daß ihr die Sicherheit des Urteils mangelte. Der Künstler spricht da von „miserablen“ Blättern und bedauert, daß sie so oft von „frechen Lügengeistern“ betrogen werde. Bisweilen mochte ihr auch ein glänzender Künstlername über die Leistung gehen. Die kleine Tuschezeichnung von Cornelius „St. Elisabeth legt einen Ausfägigen in ihr Bett“ ist z. B. ganz wertlos und leistet dem Andenken des Meisters einen üblen Dienst. Auch von Genelli finden sich neben seinen bessern Blättern unbedeutende Abfälle. Für den Freund der Kunstgeschichte sind gewiß auch diese minderen Blätter und bescheidenen Namen wertvoll, weil sie das Gesamtbild der Kunst des 19. Jahrhunderts wesentlich deutlicher machen und die Vichtgestalten der größeren Meister klar aus dem Hintergrund der durchschnittlichen Zeitleistungen heraustreten lassen.

Den Grundstock der Sammlung bildet die deutsche Kunst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Um ihn herum gruppieren sich besonders französische Meister wie Delacroix, Schëffer, Ingres, Doré, Gavarni, Flandrin und etliche wertvolle Zeichnungen aus früheren Jahrhunderten und verschiedenen Ländern.

Unter den deutschen Meistern nehmen, der religiösen und idealistischen Gesinnung der Sammlerin entsprechend, die Romantiker und Nazarener die erste Stelle ein, obwohl sie weitherzig genug war, auch andersgerichteten Künstlern Eingang zu gewähren wie den Klassizisten J. A. Koch, J. Ch. Reinhard, Fr. Preller, Genelli, den Historienmalern verschiedenster Färbung A. Reithel, W. Kaulbach, Fr. Lessing, K. Piloty, H. Matart, den Landschaftern K. Rottmann, Fr. Kobell, den beiden Achenbach und andern. Auch Menzel, der Meister eines vertieften Naturalismus, und die ideale Dichtergestalt eines A. Feuerbach fehlen nicht.

Unter den Romantikern und Nazarenern wird man keinen bedeutendern Namen vermissen. Von Overbeck ist die kleine Bleistiftzeichnung „Aufsindung Moses“ bemerkenswert, weniger seine andern Blätter, da sie die Schwächen seiner Kunst zu auffällig zeigen. Hervorragend sind Steinles „Der blinde Bettler“ und Führichs Zeichnung zum Zyklus „Der verlorene Sohn“. Führichs Art, allerdings nicht unmerklich verdünnt, finden wir wieder in B. Emmers großer, geschickt ausgeführter Tuschezeichnung „Anbetung der Könige“. Von Schwind besitzt die Sammlung u. a. die sieben Kartonentwürfe zu den Wartburgfresken. Aus der Korrespondenz des Künstlers mit der Fürstin erfahren wir, daß sie sich mit der Bezahlung der bestellten Werke nicht allzusehr zu beeilen pflegte, denn er mußte wiederholt leise mahnen. Ludwig Richter hat etliche kleine aber zarte und innige Illustrationen zu Gedichten beigezeichnet, Mintrop ein reizvolles, in Komposition und Technik gleich gewandtes „Kinderfuhrwerk“, Schnorr von Carolsfeld ein Reihe von Federzeichnungen zu seiner bekannten Bilderbibel. Sie sind nicht alle gleichwertig, heben sich aber immerhin in ihrer frischen Natürlichkeit vorteilhaft ab von der allzu weichen Art der Düsseldorfer Karl und Andreas Müller, Deger, Wendemann, Ittenbach, Molitor, von denen sich gleichfalls eine erhebliche Anzahl von Blättern findet. Angenehmer wirkt die weibliche Weichheit und Zartheit des Ausdrucks in Schraudolphs großer Bleistiftzeichnung „Anbetung der Hirten“.

Wie schade, daß diese einheitliche Sammlung mit ihrem organischen Wachstum nun zerschnitten und verteilt werden mußte. Wenn die einzelnen Teile wenigstens dazu dienten, ähnliche Sammlungen mit gleich einheitlichem Charakter zu ergänzen. Aber das darf man nicht hoffen. In eine ihnen fremde Umgebung versetzt, werden sie ihren Wert nicht mehr ganz zur Geltung bringen können. So haben nicht nur Bücher ihre Schicksale, sondern auch Bilder. Josef Kreitmaier S. J.

Zu Ernst Haeckels Jugendbriefen und ihrer Echtheit.

Unter dem Titel: „Ernst Haeckel, Entwicklungsgeschichte einer Jugend. Briefe an die Eltern 1852—1856“ (Leipzig 1921, Koehler) hat der Monistenführer Heinrich Schmidt eine Anzahl der von Haeckel während seiner Studentenzeit an der Universität Würzburg geschriebenen Briefe aus dem „Haeckel-Archiv“ in Jena herausgegeben. Ihr Zweck, der auch in der Einleitung des Herausgebers hervortritt, ist, für den jungen Haeckel die Sympathien wiederzugewinnen, die der alte Haeckel verschert hat. Dementsprechend ist auch die Auswahl der Briefe. Haeckel erscheint uns in denselben als ein strebsamer, bescheidener, unverdorbenener Junge, der auf Wunsch der Eltern dem Studium der Medizin sich widmet, obwohl er mehr für Botanik und Zoologie schwärmt. Besonders markiert ist in dieser Selbstschilderung Haeckels sein christlicher Glaube in protestantischer Färbung, den er aus dem Elternhause bewahrt hat. Manche Stellen aus seinen Briefen könnten sogar als treffende Selbstwiderlegung des alten Gottesleugners Haeckel durch den jungen gottgläubigen Haeckel angeführt werden (z. B. 52, 56, 90, 95 f., 145, 148, 163, 177). Das Rätsel, wie Haeckel seinen Jugendglauben verloren hat, bleibt in dieser Selbstbiographie eigentlich ungelöst. Neben diesen sympathischen Seiten in Haeckels Korrespondenz finden sich jedoch auch zahlreiche blinde und leidenschaftliche Ausfälle gegen die katholische Kirche und ihre Priester, gegen die Fronleichnamsprozession usw.; besonders erboht ist er aber auf die Jesuiten, obwohl er gestehen muß (41), daß er bei einer Jesuitenmission in Würzburg 1853 in einer von ihm selbst gehörten Predigt nichts „Anstößiges“ zu entdecken vermochte.

Zweifel an der Echtheit mancher, namentlich auf die katholische Kirche bezüglicher Stellen in diesen Briefen Haeckels sind nicht unbegründet, wie folgendes Zitat zeigt (S. 40): „Seit vorigen Sonntag predigt hier nämlich eine ‚Mission der heiligen Väter‘, bestehend aus sechs Mann Societatis Jesu, worunter sich auch der künftige General der Jesuiten, ein höchst beredter, schlauer und kenntnisreicher Fuchs, der in sieben Sprachen predigt, befindet.“ Da drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Woher konnte Haeckel in diesem vom 17. Februar 1853 datierten Briefe wissen, daß P. Anderledy — auf diesen bezieht sich nämlich seine Äußerung — der 1853 als Missionar in Süddeutschland tätig war, im Jahre 1887 General der Jesuiten werden würde? Haben wir es hier mit einer Prophezeiung Haeckels zu tun oder mit einer — „Fälschung“? Wir müssen annehmen, daß hier — vielleicht mehr als ein halbes Jahrhundert später — eine Änderung des ursprünglichen Brieftextes vorgenommen worden ist, entweder von Haeckel selbst, oder, was weit wahrscheinlicher ist, von dem Herausgeber der Jugendbriefe, H. Schmidt. Ob diese Fälschung die einzige geblieben ist, dürfen wir einstweilen dahingestellt sein lassen.

Erich Waßmann S. J.